

COMMUNITY GARDENING | Perspektiven für eine moderne Quartiersentwicklung

Manuel Malcherowitz; Martin Albert

Zusammenfassung | Der „Community Garden“, eine in den USA geborene Idee zur landwirtschaftlichen Nutzung urbaner Brachflächen, findet auch in adaptierter Form zunehmend Anhänger in Deutschland. Allerdings wird die Bedeutung dieser Gartenprojekte für die Soziale Arbeit, insbesondere für eine moderne Quartiers- und die Integrationsarbeit, noch nicht ausreichend erkannt. Die Entwicklung dieser Bewegung weist auf vielfältige sozialarbeiterische Handlungsmöglichkeiten hin und soll durch die Auswertung von Interviews mit Projektverantwortlichen ergänzt werden. Abschließend werden konkrete Handlungsempfehlungen im Rahmen einer sozialen Quartiersentwicklung formuliert.

Abstract | The idea of the “community garden”, the agricultural use of urban waste land, emerged in the USA. In a modified form it gains more and more proponents in Germany, too. However, the significance of these garden projects for social work, in particular for modern neighbourhood and integration work, has not been fully recognized yet. The development of this movement involves numerous social work opportunities whose description is supplemented by an analysis of interviews with project managers. In conclusion, we provide concrete recommendations with regard to social neighbourhood development.

Schlüsselwörter ▶ Gemeinwesenarbeit
▶ Stadtteil ▶ Integration ▶ Migrant
▶ Projektbeschreibung ▶ Garten

Einleitung | Die aus den USA stammenden „Community Gardens“ spielen heute auch in Deutschland eine wichtige Rolle für eine moderne Quartiersentwicklung. Diese Gärten bieten eine Vielzahl interessanter Möglichkeiten für die Integrations- und Sozialarbeit im Quartier. Aufgrund der besonderen Relevanz für die Quartiersentwicklung werden einige dieser Gartenprojekte aus Mitteln des Bund-Länder-

Programms „Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – Soziale Stadt“ gefördert.

Die Stadt Fürth hat beispielsweise im Rahmen ihrer geförderten Initiative „Fürther Freiflächen Ressourcen Orientiert Gestalten“ (FROG) einen interkulturellen Garten angelegt (BMVBS 2007). Auch ein Garten der im Folgenden näher beschriebenen Göttinger Gärten partizipiert an den Fördermitteln des Programms. Die Stadt Marburg hat in einer Voruntersuchung zur geplanten Antragstellung auf Fördermittel aus dem Programm „Soziale Stadt“ ebenfalls die Bedeutung dieser Projekte hervorgehoben, indem sie ihrem interkulturellen Garten eine „große Bedeutung für das Quartier“ (Stadt Marburg 2009, S.16) beimisst. Aber auch unabhängig von der Förderfähigkeit dieser interkulturellen Gärten wird ihre Bedeutung für die Entwicklung im Viertel immer häufiger erkannt.

Welchen Beitrag diese Gärten für eine moderne Quartiersentwicklung leisten können, soll im Folgenden dargestellt werden. Zuvor ist es jedoch notwendig, die unterschiedlich verwendeten Begriffe für die verschiedenen Gartenformen zu definieren und abzugrenzen und anschließend einen Blick auf die Entwicklungsgeschichte der „Community Gardens“ zu werfen.

Abgrenzungen und Definitionen | Die American Community Garden Association hebt in ihrer Definition die Diversität der einzelnen Gärten hervor. Sie sieht in einem „Community Garden“ einen Garten, der sowohl in der Stadt, in der Vorstadt oder auf dem Land liegen kann und in dem nicht nur Blumen und Gemüse angebaut werden, sondern auch Vergemeinschaftungsprozesse stattfinden. Er besteht meist aus einer Fläche, die gemeinschaftlich bewirtschaftet wird, oder aus verschiedenen individuell bewirtschafteten kleineren Parzellen (ACGA o.J.).

Ein Blick in die einschlägige deutsche Fachliteratur zeigt, dass für diese Art zu gärtnern eine ganze Bandbreite unterschiedlicher Begriffe existiert, die oftmals synonym verwendet werden. Häufig findet man Bezeichnungen wie Gemeinschaftsgärten, Interkulturelle Gärten, Internationale Gärten, Urbane Gärten und Bürgergärten, um nur die Geläufigsten zu nennen.

Die Bezeichnung Gemeinschaftsgärten ist in Deutschland relativ neu. Sie können als „gemein-

Wintergarten

Liebe Leserinnen und Leser, haben Sie's gemerkt? Im besten Sinne des antizyklischen und proaktiven Handelns bieten wir Ihnen mit diesem *Dezemberheft* einen Artikel zum *Urban Gardening* an!

Wann, wenn nicht an langen, dunklen Winterabenden, könnten wir uns in aller Ruhe ausdenken, welche öffentlichen Grünflächen wir im nächsten Frühjahr neu adoptieren und wie wir sie mit Hacke, Harke, Spaten und Samenbomben zum Erblühen bringen.

Das öffentliche Gärtnern findet in den Städten immer mehr Anhänger. Ob man mit vielen anderen zusammen gleich einen ganzen Gemeinschaftsgarten anlegt, einen vernachlässigten Park aufpöppelt oder ganz klein mit der Gestaltung einer Baumscheibe beginnt – man sieht sehr schnell die Grundformel bürgerschaftlichen Engagements bestätigt: Das Tun beglückt nicht nur die Gemeinschaft, sondern auch einen selbst!

Aus eigener Erfahrung (drei Baumscheiben) möchte ich außerdem behaupten: Das öffentliche Gärtnern taugt sogar als Indikator für die soziale und wirtschaftliche Lage der ganzen Nachbarschaft: Die ersten Pflanzversuche vor zehn Jahren ernteten fast ausschließlich abschätzige Kommentare zu den geringen Überlebenschancen der Blumen angesichts der vielen Hunde und der zweibeinigen Vandalen. Nach und nach mehrten sich in den Jahren dann die freundlichen Reaktionen und zeigten an, wie es im Viertel insgesamt aufwärts geht mit der sozialen Struktur und der Zufriedenheit der Bewohnerinnen und Bewohner. Heute sind mehr als die Hälfte aller Baumflächen in unserer Straße bepflanzt. Ein schöner Erfolg für das Gemeinwesen. Und ein Gefühl fast wie Weihnachten ...!

Burkhard Wilke
wilke@dzi.de

schaftlich und durch freiwilliges Engagement geschaffene und betriebene Gärten, Grünanlagen und Parks mit Ausrichtung auf eine allgemeine Öffentlichkeit“ (Rosol 2006, zitiert nach Appel u.a. 2011, S. 35) bezeichnet werden und bilden die deutsche Variante zu den „Community Gardens“ in den USA (Taborsky 2008, S. 90). Die „interkulturellen Gärten“ bilden hingegen eine spezielle Ausprägung dieser Gemeinschaftsgärten. Der erste Garten dieses Typs entstand in Göttingen und wird heute unter dem Namen „Internationaler Garten Göttingen“ geführt. Die Begriffe „internationaler“ und „interkultureller Garten“ werden synonym verwendet (Appel u.a. 2011, S. 35 ff.). Bei dieser Gartenart stehen der Dialog zwischen verschiedenen Kulturen sowie das Bemühen, Integrationsprozesse in Gang zu setzen, im Vordergrund.

Der „Bürgergarten“ wiederum ist ein Oberbegriff für alle gemeinschaftlichen Gartenprojekte, die sich je nach Art ihrer spezifischen Ausrichtung unterschiedliche Namen geben können (Röbber u.a. 2010, S. 4). Bei „urbanen Gärten“ steht die Beziehung zwischen Garten und Stadt im Vordergrund. Nach Müller setzt sich der Garten hierbei „bewusst ins Verhältnis zur Stadt, tritt in einen Dialog mit ihr – und will wahrgenommen werden als ein genuiner Bestandteil von Urbanität, nicht als Alternative zu ihr – und erst zuletzt als Ort, an dem man sich von der Stadt erholen will“ (Müller 2012, S. 23 f.). Integrationsprozesse und Prozesse zur Stärkung der Gemeinschaft sind somit nicht Intention des urbanen Gärtnerns.

Geschichte und Entwicklung der Community-Garden-Bewegung | Die Geschichte der Community-Garden-Bewegung begann in den 1970er-Jahren in den USA. Damals schlossen sich Bewohnerinnen und Bewohner armer Stadtviertel zusammen und begannen, vermüllte brachliegende Flächen zu säubern und zu bepflanzen. Sie legten Beete an, pflanzten Nutz- und Zierpflanzen und sorgten inmitten ihrer eher tristen Stadtteile für eine grüne Insel. Für die Bewohnerinnen und Bewohner dieser Ghettos waren und sind diese Gärten eine wichtige Nahrungsquelle, da aufgrund der hohen Mieten nur wenig Geld übrig bleibt, um Nahrungsmittel kaufen zu können. Doch die Community Gardens stellen weit mehr dar als reine Produktionsorte von Lebensmitteln. Sie bringen die Menschen näher zusammen, sowohl durch gemeinsame Arbeit als auch durch gemeinsame Feiern (Taborsky 2008, S. 90 f.).

Voraussetzung für die Existenz dieser Gärten ist der ehrenamtliche Einsatz der Teilnehmerinnen und Teilnehmer im Garten selbst wie auch in den entsprechenden Gremien. Diese Form der nicht bezahlten Arbeit garantiert eine weitgehende Autonomie in der Gartengestaltung, die den beträchtlichen Umfang an freiwilliger Arbeit erst möglich macht. Diese Autonomie ist charakteristisch für die Community Gardens. Die Restriktionen, wie sie in deutschen Schrebergartenvereinen zu finden sind, wären hier nicht denkbar. Obwohl die Community-Garden-Bewegung weder in das Bewusstsein der breiten Masse noch in das der Verantwortlichen von Unternehmen vorgedrungen ist, gibt es zunehmend staatliche Förderprogramme, denn es liegt im Interesse der Verwaltung, dass Brachland von den Stadtteilbewohnern und -bewohnerinnen begrünt und bewirtschaftet wird. Dies fördert ein friedliches Miteinander und sorgt für finanzielle Einsparungen der strapazierten öffentlichen Kassen. Welche Bedeutung diesen Gärten zukommt, zeigen die Community Gardens in New York City. Hier existiert inzwischen ein ganzes Netzwerk, in das die rund 800 einzelnen Gärten der Stadt mit ihren etwa 60 000 aktiven Mitgliedern eingebettet sind (Meyer-Renschhausen 2004, S. 16 f.).

Die Gründung des ersten deutschen interkulturellen Gartens geht auf das Jahr 1995 zurück. Bosnische Frauen, die aufgrund des Krieges in ihrer Heimat nach Göttingen gekommen waren und auf ihre Rückkehr nach Bosnien warteten, trafen sich regelmäßig in einem der dortigen Flüchtlingsberatungsstelle angeschlossenen Café. Die zuständige Sozialarbeiterin versuchte herauszufinden, wie sie den Frauen helfen und ihren Aufenthalt angenehmer gestalten könnte. Auf ihre Frage, was sie denn am meisten vermissten, antworteten die Frauen einhellig: ihre Gärten.

Von der Idee beflügelt, einer sinnvollen Tätigkeit nachzugehen, suchten sie ein geeignetes Grundstück, das sie 1996 schließlich fanden, und gründeten den „Internationalen Garten Göttingen“. Das Grundanliegen des Gartenprojektes war die Integration von Migrantinnen und Migranten. Es sollte außerdem den Frauen Raum bieten, sich mit anderen auszutauschen und Netzwerke zu knüpfen. In den darauf folgenden Jahren gründeten sich weitere interkulturelle Gärten in und um Göttingen. Daraufhin entstand 1998 der „Internationale Gärten e.V. Göttingen“, ein Verein, der als Dachorganisation die Aktivitäten

koordiniert (Müller 2002, S. 16 ff.). Die bundesweite Koordination übernahm die 2003 ins Leben gerufene Münchner Stiftung Interkultur. Ihr Aufgabenspektrum ist breit gefächert und umfasst beispielsweise die Beratung und Unterstützung von interkulturellen Gärten und die regelmäßige Veranstaltung von Fachtagungen bis hin zu Forschungstätigkeiten (Appel u.a. 2011, S. 39).

Die interkulturellen Gemeinschaftsgärten bieten ein breites Spektrum an Möglichkeiten, den negativen Entwicklungstendenzen in sozial benachteiligten Stadtteilen entgegenzuwirken und die Lebensbedingungen für die Bewohnerinnen und Bewohner unterschiedlichster Herkunft zu verbessern. Einige davon sollen im Folgenden näher betrachtet werden.

Möglichkeiten für die Integration | Die interkulturellen Gärten sind Experimentierstätten, in denen ein Miteinander verschiedenster Kulturen erprobt wird. Die Selbst- und Fremdwahrnehmung beginnt sich zu verändern und Vorurteile weichen Vertrauen. Es sind Lernprozesse, die sich hier abspielen. Darüber hinaus bieten interkulturelle Gärten einen Rahmen, der es den Menschen erlaubt, ihre biographische Vergangenheit mit der Gegenwart zu verknüpfen. Sie können ihre Traditionen weiterhin pflegen und gleichzeitig ein neues Selbstbild aufbauen (Werner 2008, S. 1).

Des Weiteren bieten die Gärten einen geschützten Raum, in dem die Gärtnerinnen und Gärtner vor Anfeindungen sicher sind und den sie für sich beanspruchen dürfen. Sie können hier in Interaktion mit anderen Menschen treten und gewinnen durch diese Prozesse auch zunehmend an Handlungssicherheit, die für das Leben außerhalb des Gartens wichtig ist. Die Menschen lernen durch ihre Tätigkeit in solch einem Garten, sich selbst zu versorgen. Dadurch erwerben beziehungsweise entdecken sie die unterschiedlichsten Fähigkeiten und Ressourcen und erlangen mehr persönliches Selbstbewusstsein. Dies sind wichtige Faktoren auf dem Weg beispielsweise zu einer beruflichen Qualifikation und damit auch zu einem Arbeitsplatz. Wie in anderen Gemeinschaften auch, kommt es in interkulturellen Gärten zu zahlreichen Tauschgeschäften. Diese können nicht nur frisch geerntetes Obst und Gemüse zum Gegenstand haben, sondern auch Wissen und Kompetenzen. Die Tauschgeschäfte werden vornehmlich auf Deutsch abgewi-

ckelt, was dem Erlernen der Sprache förderlich ist. Auch Feste, die gemeinsam organisiert und begangen werden, sind fester Bestandteil eines interkulturellen Gartens. Die Beteiligten haben dort zahlreiche Möglichkeiten, sich mit Menschen mit ähnlichem biographischen Hintergrund und vergleichbarer Lebenssituation auszutauschen.

Überdies haben diese Gärten auch therapeutische Wirkungen. Sie bieten den Gärtnerinnen und Gärtnern die Chance, einen Abschnitt ihres Lebens abzuschließen, einen neuen zu beginnen und sich neu zu verorten. Außerdem übt auch die Veränderung des Gartens im Kreislauf der Jahreszeiten eine besondere Faszination aus. Dies alles mitzuerleben, kann heilende Wirkung haben und den Beteiligten Kraft geben (Werner 2008, S. 2 f.). Diese Prozesse werden in der Wissenschaft auch als „Horticultural Therapy“ bezeichnet, deren Wirksamkeit durch eine amerikanische Studie gestützt wird (Fields 2009, S. 51). Aufgrund der genannten Faktoren leisten interkulturelle Gärten einen wichtigen Beitrag zu einer erfolgreichen Integration. Der niedrigschwellige und geschützte Rahmen bietet die Möglichkeit, in Interaktion mit anderen zu treten, neue Kompetenzen zu erwerben und Verantwortung zu übernehmen (Werner 2008, S. 4.).

Möglichkeiten der Bildungsförderung | Die Bildung der Beteiligten ist ein zentrales Anliegen der interkulturellen Gärten. Sie bieten ideale Bedingungen für eine Wissensvermittlung, die über rein ökologische Aspekte weit hinausgeht. Schon allein aufgrund der in diesen Gärten vertretenen verschiedenen Nationalitäten sind unterschiedliche Zugänge zur Natur festzustellen. Jede Kultur und jede Nation hat eine andere Herangehensweise und bringt anderes Wissen mit ein. Verloren geglaubte Traditionen und Selbstversorgungswissen werden wiederbelebt und mit den anderen Gärtnerinnen und Gärtnern geteilt. Durch positive Erfahrungen in der Auseinandersetzung mit der Natur und ihren je eigenen Lebensgeschichten können die Beteiligten zu Umweltschutz und Nachhaltigkeit angeregt werden.

Die Umweltbildungskonzepte setzen an bereits vorhandenem Wissen und erlernten Fähigkeiten an. Wie solch ein Konzept in der Praxis aussehen kann, zeigt das 2001 von den Göttinger Gärten initiierte Projekt „Lebendiger Boden – lebendige Vielfalt“. Dieses setzte sich zum Ziel, die Migrantinnen und

Migranten in die aktuell geführten Debatten über Natur- und Umweltschutz einzubeziehen (Müller 2013, S. 1 f.). Darüber hinaus sollten Parallelen zum hierzulande praktizierten Umweltschutz gezogen werden. Da die Öffentlichkeitsarbeit ein wesentlicher Bestandteil der Arbeit dieser Gärten ist, riefen sie an Schulen, Universitäten, in gedruckten Medien sowie in Vorträgen zur Beteiligung an diesem Projekt auf. Dieses Projekt zeigt, wie kulturelle, bildungstechnische und integrative Aspekte ineinandergreifen.

Neben den Projekten mit ökologischen Schwerpunkten gibt es noch zahlreiche andere Themenbereiche. Beispielsweise werden Sprachkurse angeboten und Diskussionstreffen organisiert, die die Bedeutung von Gärten innerhalb verschiedener Kulturen thematisieren. Es wird Unterstützung bei der Berufswahl gewährt und vieles mehr. Unabhängig vom jeweiligen Projekt wird immer ein ressourcenorientierter Ansatz zugrunde gelegt (Müller 2002, S. 89 ff.).

Möglichkeiten zur Subsistenzwirtschaft |

Neben den kulturellen, sozialen und ökologischen Aspekten haben die Gärten auch eine ökonomische Bedeutung. Denn Gärten sind auch Produktionsstätten der verschiedensten Nutzpflanzen. Sie erlauben den Migrantinnen und Migranten, durch den Anbau ihrer heimischen Pflanzensorten ein Stück ihres Heimatlandes in Deutschland zu bewahren. Darüber hinaus haben sie durch den Anbau von Nutzpflanzen frisches Obst und Gemüse und frische Kräuter zur Verfügung, wodurch wiederum Geld gespart werden kann. Hier wird die enge Verzahnung der sozialen mit der wirtschaftlichen Dimension deutlich (Müller 2002, S. 52 f.). Diese Art von Selbstversorgung wird als Subsistenz bezeichnet. Sich für ein subsistentes Leben zu entscheiden, bedeutet jedoch nicht, von der Welt abgeschnitten und zurückgezogen zu leben, sondern für sich selbst Verantwortung zu übernehmen und die Möglichkeiten der Selbstverwirklichung zu nutzen. Unter Existenzsicherung wird hier nicht verstanden, möglichst viel Geld zu verdienen, sondern sich selbst versorgen zu können (Taborsky 2008, S. 89).

Ein weiterer Aspekt der Selbstversorgungspraxis ist die Nachhaltigkeit. Ein Wirtschaften unter dem Gesichtspunkt der Lebenserhaltung ist essenziell für eine funktionierende und dauerhafte Subsistenz. Diese ist nicht nur für eine qualitativ hochwertige Versorgung von Belang, sondern wirkt sich auch auf

den Gesundheitszustand der Menschen aus, da sie für einen Ausgleich gegenüber dem oft stressigen Erwerbsleben sorgt (Baier 2010, S. 240).

Subsistentes Handeln bewirkt auch eine Veränderung der öffentlichen Plätze und Flächen. Es entstehen Gärten, in denen abseits der breiten Warenangebote von Ladengeschäften frische Lebensmittel angebaut werden. Die Ernte kommt nicht nur den Gärtnerinnen und Gärtnern zugute, sondern beispielsweise auch sozialen Einrichtungen. Anders als bei einem Einkauf vermögen die Gärten eine innere Zufriedenheit auszulösen, denn Nutzen und Sinnhaftigkeit werden hier unmittelbar erfahren.

Da Subsistenzproduktion nur in Gemeinschaft gelingen kann, trägt sie dazu bei, dass die Menschen näher zusammenrücken und zusammenhalten. Diese Vergemeinschaftungsprozesse bewirken auch ein anderes Verständnis von Eigentum. So ist beispielsweise oft nicht mehr die Rede von „der Stadt“, sondern von „unserer Stadt“ (Bennholdt-Thomsen 2012, S. 262 f.).

Projekte und Initiativen in Deutschland |

Exemplarisch für ein deutsches Projekt dieser Art soll einer der Göttinger Gärten, der Friedensgarten Grone, näher vorgestellt werden. Die Auswahl dieses Gartens ist damit begründet, dass Göttingen, wie bereits erwähnt, eine Pionierstellung einnimmt.

Der Friedensgarten liegt im südlichen Bereich des Göttinger Stadtteils Grone, in dem viele Migrantinnen und Migranten aus den unterschiedlichsten Kulturkreisen leben. Das Leben im Viertel ist oft konfliktreich und mitunter kam es zu Vorfällen mit rechtsextremem Hintergrund. Das Quartier, dessen Stadtbild von Hochhäusern geprägt ist, weist Merkmale eines „sozialen Brennpunkts“ auf. Es wird optisch von dem etwas älteren und besser situierten Ortsteil durch eine Schnellstraße getrennt. Die Bewohnerinnen und Bewohner fühlen sich daher isoliert und leiden außerdem unter hoher Arbeitslosigkeit. Ausgehend von diesen Problemlagen regten einige Bewohnerinnen und Bewohner die Gründung eines interkulturellen Gartens an, in der Hoffnung, den Zusammenhalt im Stadtteil zu fördern und ein Miteinander herzustellen. Schon Mitte 2004 konnte eine rund 5 000 m² umfassende Fläche gepachtet werden. Derzeit bewirtschaften über 20 Familien, die aus den verschiedensten Ländern stammen, einen ihnen zugeteilten Bereich

des Gartens und bauen dort die unterschiedlichsten Nutzpflanzen an. Neben der rein gärtnerischen Tätigkeit dient der Garten auch als Ort der Begegnung und des Austauschs.

Der Verein „Internationale Gärten e.V. Göttingen“ finanziert sich sowohl durch Zuschüsse aus dem Programm „Soziale Stadt“ als auch durch Mitgliedsbeiträge. Er erhält darüber hinaus projektbezogene Unterstützung der Stadt Göttingen sowie bis zu deren Einstellung auch Gelder des Programms LOS. Der Verein wurde für seine Arbeit bereits mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet (BMVBS 2006).

Ergänzende Auswertung von Fachinterviews |

Drei interkulturelle Gärten, in Darmstadt, Ludwigshafen und Stuttgart, wurden besichtigt und mit den Verantwortlichen Experteninterviews geführt. Die Auswahl der Projekte erfolgte unter zwei Gesichtspunkten. Einerseits sollten zwei Gärten ausgewählt werden, die relativ homogen sind, um einen Vergleich zu ermöglichen. Daher wurden die internationalen Gärten in Darmstadt-Kranichstein und die Bürgergärten in Stuttgart-Hallschlag ausgewählt, die eine ähnliche Struktur und Lage aufweisen. Darüber hinaus sollte in die Untersuchung ein Garten einbezogen werden, der sich von den anderen Gärten unterscheidet, um darzustellen, welche Projektvarianten möglich sind. Als besonders geeignet erschien der „hack-museumsgARTen“ in Ludwigshafen, da er als museumseigener Garten eine Pionierstellung einnimmt.

Die Auswertung der Projekte hat ergeben, dass bei gleichen Zielvorstellungen, nämlich der Integration von Menschen unterschiedlichster kultureller und sozialer Herkunft, sehr verschiedene Wege erfolgreich beschritten werden können, um flexibel auf die jeweiligen Bedürfnisse im Stadtteil reagieren zu können. Während für den interkulturellen Garten in Kranichstein beispielsweise die Subsistenzwirtschaft als wichtiger Aspekt für die integrative Arbeit gesehen wird, legt der „hack-museumsgARTen“ in Ludwigshafen seine Schwerpunkte auf kulturelle Aspekte, um eine Zielgruppe zu erreichen, die sonst nicht von kulturellen Veranstaltungen angesprochen wird. Im Stuttgarter Stadtteil Hallschlag und in Kranichstein hingegen wird die Förderung der Gemeinschaft und der Partizipation am Stadtleben als ebenfalls maßgeblich für die Zielerreichung gewertet. Dass interkulturelle Gärten auch für therapeutische Zwecke genutzt wer-

den können, zeigt das Konzept des „hack-museumsgARTen“, der von einer Gruppe von Menschen mit Autismus hierfür genutzt wird.

Bei den drei untersuchten Gärten stellen auch die beschriebenen Vergemeinschaftungs- und Integrationsprozesse eine zentrale Aufgabe der Beteiligten dar. Ein weiterer Beleg für die in der Praxis umgesetzten theoretischen Ziele ist die in den Gärten geleistete Bildungsarbeit durch die Vermittlung von gärtnerischen und ökologischen Kenntnissen. Schließlich kann die von den drei Experten bestätigte Tatsache, dass die jeweiligen Gartenprojekte von den Anwohnenden angenommen werden, so interpretiert werden, dass es letztendlich nicht so sehr auf die Form eines interkulturellen Gartens ankommt. Es spielt keine Rolle, ob ein Garten mitten im Stadtzentrum liegt oder außerhalb in einem benachteiligten Viertel, sondern vielmehr darauf, dass überhaupt Gärten angeboten und auf die Zielgruppen abgestimmt werden.

Interkulturelle Gärten als Chance für das Programm „Soziale Stadt“ | Dass interkulturelle Gärten auch Chancen für das zur Förderung benachteiligter Stadtteile 1999 initiierte Bund-Länder-Programm „Soziale Stadt“ bieten, zeigen die Möglichkeiten, die programmatisch gesetzten Ziele über diese Gartenprojekte auch praktisch umsetzen zu können. Viele Ziele des Programms stimmen nämlich mit denen der interkulturellen Gärten überein. Folgende Merkmale sind hier hervorzuheben (*Bauministerkonferenz 2005, S. 4 ff.*):

- ▲ Förderung der Integration;
- ▲ selbsttragende Bewohnerorganisationen;
- ▲ Förderung der Bürgerbeteiligung am Stadtleben;
- ▲ Kooperation der Akteure im Quartier;
- ▲ Hilfe zur Selbsthilfe durch Aktivierung von Potenzialen der Bewohner und des Stadtteils;
- ▲ Schaffung einer Infrastruktur in den Bereichen Kultur, Bildung und Freizeit;
- ▲ Stärkung der Identifikation mit dem Stadtteil.

Neben diesen Zielen verfolgen die interkulturellen Gärten weitere, wie etwa den Aufbau selbsttragender Strukturen innerhalb der Gartenprojekte, bei der die Teilnehmenden die Verwaltung und Organisation eigenständig übernehmen. Das Programm „Soziale Stadt“ ist außerdem zeitlich befristet, die Maßnahmen sind jedoch langfristig angelegt. Daher ist es notwendig, Strukturen zu schaffen, die nach dem Ende des

Programms Bestand haben. Vor diesem Hintergrund zeigt sich, dass gerade die Gartenprojekte besonders geeignet sind, diese Zielsetzung zu unterstützen.

Wie bereits dargestellt wurde, sind interkulturelle Gärten neben der Integration auch auf die Förderung von Vergemeinschaftungsprozessen sowie auf Netzwerkarbeit ausgelegt. Hierbei werden mitunter auch verschiedene Einrichtungen im Stadtteil einbezogen. Dies fördert sowohl den Auf- und Ausbau von Netzwerken als auch die Kooperation der einzelnen Stadtteilakteure wie beispielsweise die von Bewohnerinnen sowie Bewohnern und Institutionen. Exemplarisch sei hier die Zusammenarbeit des Ludwigshafener „hack-museumsgARTen“ mit der Agentur für Arbeit genannt. Dieser Aspekt wird als ein Ziel des Bund-Länder-Programms ausdrücklich hervorgehoben. Ein anderes Beispiel ist die Förderung von Hilfe zur Selbsthilfe. Vielen der Adressatinnen und Adressaten des Programms „Soziale Stadt“ wie auch der interkulturellen Gärten stehen nur begrenzte Mittel zur Finanzierung ihres Lebensunterhalts zur Verfügung. Die Gärten geben den Menschen die Möglichkeit, Subsistenzwirtschaft zu betreiben und sich dadurch selbst zu versorgen. Hierbei werden Potenziale zur Selbsthilfe aktiviert, die auch im Programm „Soziale Stadt“ ausdrücklich vorgesehen sind.

Eine weitere Chance liegt in der Flexibilität der Ausgestaltung von Gartenprojekten in der Praxis. So haben die Interviews gezeigt, dass die beschriebenen Prozesse wie etwa Integration und Förderung der Gemeinschaft unabhängig von der Art des interkulturellen Gartens erreicht werden können. Damit können sie unabhängig von der Beschaffenheit und den Gegebenheiten des jeweiligen Stadtteils angelegt werden, da sie auf diese flexibel reagieren und individuell ausgestaltet werden können. Die großen Überschneidungen der Programmziele mit denen der Gartenprojekte und die Akzeptanz der Bewohner und Bewohnerinnen für solche Projekte zeigen, dass interkulturelle Gärten zahlreiche Chancen für die Umsetzung des Programms „Soziale Stadt“ bieten – auch über dessen Laufzeit hinaus.

Handlungsempfehlungen | Im internationalen Garten Kranichstein wurde beispielsweise die fehlende adäquate *Konfliktbearbeitung* explizit bemängelt. Ohne Behebung solcher Schwierigkeiten ist es kaum vorstellbar, dass das von allen befragten Experten

angestrebte Ziel eines von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern in Eigenregie geführten Projekts erreicht werden kann. Hierfür wäre es wichtig, dass Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter in die Projekte integriert werden. Insbesondere bei selbsttragenden Strukturen ist es für die Teilnehmenden wichtig, professionelle Ansprechpartnerinnen und -partner zu haben, die ihnen bei Konflikten, rechtlichen Angelegenheiten etc. zur Verfügung stehen.

Ebenfalls ein von den interviewten Experten angesprochenes Problem ist die *mangelhafte Mitarbeit* der Projektmitglieder im Trägerverein der Gärten, was auf die fehlende Kenntnis von deutschen Vereinsstrukturen und der rechtlichen Grundlagen zurückzuführen ist. Hier könnte den Mitgliedern durch Aufklärungsarbeit, etwa bei Informationsveranstaltungen, Grundlagewissen über die Vereinsarbeit vermittelt werden.

Mit dem Begriff „interkulturelle Gärten“ können viele Menschen nichts anfangen. Mit einem *höheren Bekanntheitsgrad* sowohl in der Bevölkerung als auch auf der politischen Ebene ließe sich zum einen die Akzeptanz dieser Gärten steigern und zum anderen könnten zusätzliche finanzielle Mittel beispielsweise als Spenden oder durch Fördermitglieder akquiriert werden. Um dies zu erreichen, wären öffentlichkeitswirksame Aktionen wie beispielsweise Feste im Quartier oder Stände auf dem Wochenmarkt hilfreich.

Aufgefallen ist ebenfalls, dass viele Gartenprojekte ähnliche Schwierigkeiten haben, jedoch ein *Austausch untereinander* kaum stattfindet. Das Wissen darüber, wie andere Projekte Probleme angehen, kann sehr hilfreich sein, eigene Lösungen zu finden. Daher wäre es zielführend, die Kontakte der Gärten untereinander auf beziehungsweise auszubauen. In der Praxis könnte dies so aussehen, dass sich regionale interkulturelle Gärten in einem Netzwerk zusammenschließen und gemeinsame Aktivitäten planen. Für eine stärkere Betonung des *Bildungsaspekts* kann es ebenso von Vorteil sein, Fachleute mit einzubeziehen, etwa durch Vorträge von Umweltexpertinnen und -experten beispielsweise vom BUND oder von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Agentur für Arbeit zum Thema „Garten und Beruf“.

Aufgrund der bereits beschriebenen Chancen, die die interkulturellen Gärten für das Programm „Soziale Stadt“ bieten, sollten mehr vergleichbare Gartenpro-

jekte entstehen und gefördert werden. Hierbei gilt es jedoch, bei der jeweiligen Schwerpunktsetzung eines Gartenprojekts die Lage dieser Gärten zu berücksichtigen. Ein Projekt wie der „hack-museumsgARTen“, das einen starken kulturellen und künstlerischen Bezug hat, würde in einem Außenbezirk wie beispielsweise in Darmstadt-Kranichstein vermutlich wenig Akzeptanz finden, da ein in der Innenstadt gelegener Garten Bewohnerinnen und Bewohner aus verschiedenen Schichten anspricht und die künstlerisch-kulturelle Dimension auf mehr Interessentinnen und Interessenten trifft als ein interkultureller Garten in einem weitgehend homogenen, benachteiligten Stadtviertel. Daher ist eine Zielgruppenanalyse vor Initiierung eines entsprechenden Projekts unerlässlich.

Ob Projekte Erfolg haben, hängt maßgeblich von den zur Verfügung stehenden finanziellen Mitteln ab. Ohne eine entsprechende Finanzierung kann weder ausreichend qualifiziertes Fachpersonal gewonnen noch können Projekte nachhaltig durchgeführt werden. Daher gefährden die starken Mittelkürzungen ernsthaft eine erfolgreiche Programmumsetzung. Besonders seitens der Politik ist ein Umdenken nötig und es muss sich die Erkenntnis durchsetzen, dass mittelfristig präventives Handeln kostengünstiger und für die Menschen angenehmer ist, als nachträglich für Fehlentwicklungen aufzukommen.

Fazit | In Anbetracht der zahlreichen Chancen, die interkulturelle Gärten der Sozialen Arbeit eröffnen, ist es verwunderlich, dass diese noch immer weitgehend ein Schattendasein im sozialarbeiterischen Diskurs fristen. Bereits die Stiftungsgemeinschaft anstiftung & ertomis verweist in ihrer Datenbank auf 354 urbane Gärten (*Stiftungsgemeinschaft anstiftung & ertomis* 2013). Sicherlich sind die Gärten kein Allheilmittel, doch sie verbinden Elemente wie Integration, Bildung, Subsistenz und mitunter sogar eine künstlerische Komponente auf eine Weise, die bei der Zielgruppe großen Zuspruch findet. Mit Initiierung dieser Gärten wurde ein niedrigschwelliges Angebot geschaffen, das nicht primär als Integrationsprojekt auftritt, sondern als eine Vereinigung von Hobbygärtnern und -gärtnerinnen, die gemeinsam ihrer Leidenschaft nachgehen. Auch hierin liegt ein Vorteil gegenüber anderen Projekten, die durch ihre offene Deklaration als Integrationsmaßnahme bereits mit einem Stigma behaftet sind und damit unbeabsichtigt Hemmschwellen bei den Adressaten hervorru-

fen. Ein weiterer Unterschied zu anderen Maßnahmen ist eine Ausrichtung, die sich nicht nur an Migrantinnen und Migranten richtet, wenngleich diese die große Mehrheit bilden, sondern an alle Quartiersbewohnerinnen und -bewohner.

Interkulturelle Gärten bieten die Möglichkeit, wichtige, für das Leben außerhalb des Gartens notwendige Kompetenzen, etwa Kommunikationsfähigkeit und Teamgeist sowie Selbstbewusstsein, zu gewinnen. Nicht zuletzt wird in einem solchen Rahmen der Erwerb der deutschen Sprache gefördert, da diese die einzige gemeinsame Sprache der unterschiedlichen Migrantengruppen ist. Durch Kooperationen mit Institutionen wie etwa der Agentur für Arbeit oder dem Pfalzbauteater in Ludwigshafen kann eine Brücke zwischen dem geschützten Rahmen eines interkulturellen Gartens und dem Alltags- beziehungsweise Arbeitsleben geschlagen werden. Es bleibt zu hoffen, dass solche Gartenprojekte stärker in das Bewusstsein der Sozialen Arbeit und der Politik als Geldgeber vordringen.

***Professor Dr. Martin Albert** ist Studiendekan für Soziale Arbeit an der SRH Hochschule Heidelberg, Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften. E-Mail: martin.albert@fh-heidelberg.de*

***Manuel Malcherowitz** ist Sozialarbeiter und in der Jugendförderung des Jugendamts der Stadt Mannheim beschäftigt. E-Mail: manuel.malcherowitz@mannheim.de*

Literatur

ACGA - American Community Gardening Association: What is a Community Garden? Columbus, Ohio o.J. In: <http://www.communitygarden.org/learn/> (Abruf am 24.10.2013)

Appel, I.; Grebe, C.; Spithöver, M.: Aktuelle Garteninitiativen. Kleingärten und neue Gärten in deutschen Großstädten. Kassel 2011

Baier, A.: Urbane Subsistenz als Teil nachhaltiger Gesundheitsförderung. In: Göpel, E.; GesundheitsAkademie (Hrsg.): Nachhaltige Gesundheitsförderung. Gesundheit gemeinsam gestalten. Band 4. Frankfurt am Main 2010, S. 240-257

Bennholdt-Thomsen, V.: Ökonomie des Gebens. Wohlstand durch Subsistenz. In: Müller, C. (Hrsg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München 2012, S. 252-265

Bauministerkonferenz (ARGEBAU) (Hrsg.): Leitfaden zur Ausgestaltung der Gemeinschaftsinitiative „Soziale Stadt“. Berlin 2005

BMVBS - Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung: Friedensgarten Grone. Interkultureller Kommunikationsort und Treffpunkt. Berlin 2006. In: http://www.staedtebaufoerderung.info/clin_030/nn_487024/StBauF/DE/SozialeStadt/Praxis/NI/Beispiele/0411_friedensgarten/0411_inhalt.html?__nnc=true (Abruf am 24.10.2013)

BMVBS - Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung: FROG Fürther Freiflächen Ressourcen Orientiert Gestalten. Berlin 2007. In: http://www.staedtebaufoerderung.info/clin_030/nn_1146914/StBauF/DE/SozialeStadt/Praxis/BY/Beispiele/0464_frog/0464_inhalt.html (Abruf am 24.10.2013)

Fields, S.: Therapeutic Horticulture. In: Kirby, E; Peters, E. (eds.): Community Gardening (Brooklyn Botanic Garden All-Region Guides). New York 2009, pp. 6-17

Meyer-Renschhausen, E.: Unter dem Müll der Acker. Community Gardens in New York City. Sulzbach im Taunus 2004

Müller, C.: Wurzelschlagen in der Fremde. Die Internationalen Gärten und ihre Bedeutung für Integrationsprozesse. München 2002

Müller, C.: Urban Gardening. Grüne Signaturen neuer urbaner Zivilisation. In: Müller, C. (Hrsg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München 2012, S. 22-53

Müller, C.: Wasser verbindet. Interkulturelle Zugänge zu einem Gemeinut. In: http://www.umweltbildung-bayern.de/uploads/media/Beitrag_Mueller.pdf (Abruf am 28.10.2013)

Röbler, S.; Mathey, J.; Lupp, G.; Leibnath, M.: Bürgergärten: Chancen zur Förderung der biologischen Vielfalt in der Stadt Dresden. IÖR Texte 161. Dresden 2010

Stadt Marburg (Hrsg.): Bund-Länder-Programm. Stadteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – die soziale Stadt. „Marburg-Ockershausen/Stadtwald“. Marburg 2009

Stiftungsgemeinschaft anstiftung & ertomis: Die urbanen Gärten im Überblick. In: <http://www.anstiftung-ertomis.de/urbane-gaerten/gaerten-im-ueberblick> (Abruf am 28.10.2013)

Taborsky, U.: Naturzugang als Teil des Guten Lebens. Die Bedeutung interkultureller Gärten in der Gegenwart. Frankfurt am Main 2008

Werner, K.: Interkulturelle Gärten als Sozialräume der Mikro-Integration. München 2008. In: <http://www.anstiftung-ertomis.de/downloads/finish/24-skripte-zu-migration-und-nachhaltigkeit/48-karin-werner-interkulturelle-gaerten-als-sozialraeume-der-mikro-integration> (Abruf am 24.10.2013)